**Elizabeth Amber**

# Der Traum des Satyrs

*Roman*

Aus dem Amerikanischen
von Silvia Gleißner

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Dominic« bei Kensington Publishing Corp., New York.

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat,
empfehlen wir Ihnen gerne ausgewählte Titel aus unserem Programm –
schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort
»Traum des Satyrs« an: fantasy@droemer-knaur.de

**Besuchen Sie uns im Internet:**
**www.knaur.de**

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe Januar 2012
Knaur Taschenbuch
© 2009 Elizabeth Amber
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2012 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Published by arrangement with Kensington Publishing Corp.,
New York, NY, USA.
Redaktion: Kathrin Stachora
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gettyimages/altrendo images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50957-9

2 4 5 3 1

*Dominic* **7**
*Vincent* **263**

# Dominic

# 1

## Tempel des Bacchus
## Anderwelt im Jahre 1837

Ihr Name ist Emma.«

Die Stimme des Bewahrers hallte von den uralten Steinwänden wider, was seinen Worten Autorität verlieh, als er Dominics Aufmerksamkeit auf die große Spiegelscheibe lenkte, die mitten auf dem blutbefleckten Boden des Tempels stand.

Die Oberfläche der Scheibe zeigte, wie ein lebendes Porträt, das Bild einer Frau, die irgendwo in einer benachbarten Welt lebte. Ihr Gesichtsausdruck war heiter und arglos, denn sie wusste nicht, dass sie beobachtet wurde.

Der Spiegel war etwa einen Meter achtzig groß, aus poliertem Obsidian und so schwarz und undurchdringlich wie die Nacht. Neun weitere konkave Scheiben von geringerem Durchmesser waren kreisförmig um ihn herum angeordnet. Jede von ihnen war aus einem anderen exotischen Stein gefertigt, der jeweils eine Phase des Mondzyklus repräsentieren sollte. Alle Scheiben waren so angeordnet, dass sie das Mondlicht, das durch eine Öffnung im Dach hereinfiel, einfingen und auf den großen Spiegel in der Mitte lenkten, in dem gerade die Frau zu sehen war.

»Ihr erwartet von mir, dass ich sie vergewaltige«, stellte Dominic mit ausdrucksloser Stimme fest.

Die Frau bewegte ihre Hand und blätterte eine Seite in dem Buch um, das sie gerade las.

»Wir erwarten von Euch, dass Ihr tut, was notwendig ist. So wie immer«, antwortete der Bewahrer und sprach damit sowohl für sich selbst als auch für die beiden schweigenden Akolythen an seiner Seite.

Auf den ersten Blick war die Frau von einfacher Erscheinung, unauffällig in jeder Hinsicht. Dominic schätzte sie auf sein Alter, also fünfundzwanzig Jahre, vielleicht auch etwas mehr. Von einer gelegentlichen Bewegung ihrer Hand abgesehen, blieb sie vollkommen regungslos. Ihr Kopf war konzentriert über ein Buch mit dem Titel *The Fruits of Philosophy* gebeugt, das vor ihr auf dem Tisch lag.

Sie trug eine Brille und hielt den Kopf halb von Dominic abgewandt, so dass die feine Linie ihrer Wange vom flackernden Kerzenlicht erhellt wurde. Ihr hellbraunes Haar ringelte sich in dichten Locken um ihren verletzlichen Nacken.

Das Gewand, das sie trug, war steif und übermäßig lang, so dass es die Formen ihres Körpers fast vollständig verhüllte. Er hatte schon davon gehört, dass die Frauen der Erdenwelt sich in Unmengen von Stoff hüllten, undurchdringlich für die Augen eines Mannes, doch bisher hatte er immer gedacht, es handelte sich dabei nur um ein Gerücht. Sie hatte volle Brüste und einen wohlgeformten Körper. Warum versteckte sie das alles?

»Ihr werdet Euch in dieser Angelegenheit unserem Willen beugen?«, wollte der Bewahrer wissen.

Dominic brummte eine widerwillige Zustimmung. Sein harter Blick aus silbernen Augen fiel wieder auf die Frau. Er hatte in seinem Leben schon Schlimmeres tun müssen. Und er hatte kaum eine andere Wahl.

Aus dem Flur hinter ihnen drang das Geräusch der fegen-

den Besen der Geweihten. Ernst kehrten sie die geheiligten Überreste dessen, was einmal eine riesige Statue des Gottes Bacchus gewesen war, in Gefäße, die man später in Reliquienschreine bringen würde.

Wut stieg in Dominic auf. Dieser geheiligte Ort – sein Zuhause – war brutal angegriffen worden. Und man stelle sich vor, dass er erst wenige Stunden zuvor dort draußen gewesen war, um genau die Kreaturen zu bekämpfen, die sich seine Abwesenheit hier zunutze gemacht hatten, um sein Heim zu entweihen!

Er lebte hier, überwiegend allein, schlief in einer Nische und genoss auch sonst nur wenige Bequemlichkeiten. Wie ein Raubvogel kam er bei Nacht über die Feinde seines Volkes, und bei Tag kehrte er zurück, um in der Deckung, die der Tempel bot, zu schlafen. Doch dieser letzte Angriff hatte seinen gewohnten Tagesablauf verändert.

»Dieser Angriff letzte Nacht hat sieben Opfer gefordert«, erklärte der Bewahrer ihm ungefragt. »Und das Amulett, das sich in der Statue befand, ist verschwunden. Wir können nur den Göttern dafür danken, dass unsere Feinde so sehr damit beschäftigt waren, es zu rauben, dass sie nicht bis zu diesen Spiegeln hier gekommen sind.«

»Unsere ›Feinde‹!«, spottete Dominic und warf ihm einen zynischen Blick zu. Der Gestank nach Dämonen haftete überall, doch der Bewahrer weigerte sich beharrlich, sie direkt beim Namen zu nennen, als ob er sie damit irgendwie in Fleisch und Blut heraufbeschworen hätte.

»Sie waren nicht ›zu beschäftigt‹«, erklärte er dem Älteren. »Sie kamen in ganz klarer Absicht hierher. Die Statue haben sie zwar zerstört, aber ihr dabei ganz gezielt die Genitalien und die rechte Hand abgehackt. Dass sie nur diese Teile unbeschädigt

zurückgelassen haben, und dann auch noch so, dass wir sie in all dem Chaos entdecken mussten, war kein Zufall.«

Damit hatten sie ihm etwas sagen wollen, denn ebendiese Körperteile stellten seine empfindlichsten Regionen dar.

Der Blick des Bewahrers blieb unverändert ruhig.

»Es ist weithin bekannt, dass wir mit Hilfe dieser Spiegel in die angrenzende Welt sehen können«, beharrte Dominic. »Sie wurden absichtlich unbeschädigt gelassen, damit wir auch künftig in diese Welt blicken können.« Er wies mit dem Kinn in Richtung der Frau im Spiegel. »Lasst mich diese neue Aufgabe aufschieben, bis ich die Hintergründe dieses Angriffs herausgefunden habe! Bis ich die Dämonen, die dafür verantwortlich sind, zur Strecke gebracht habe!«

Zum ersten Mal regten sich die Akolythen zu beiden Seiten des Bewahrers. Ob der Grund für ihr bestürztes Gemurmel allerdings Dominics Vorschlag eines Aufschubs war, oder ob es daran lag, dass er die Dämonen beim Namen genannt hatte, wusste er nicht – und es war ihm auch gleichgültig.

Der Bewahrer hob die Hand und gebot damit Ruhe, dann sah er Dominic an und schüttelte den Kopf. »Nein. Ihr werdet tun, wie Euch geheißen wurde!«

Dominic schnaubte frustriert und ging. Im bogenförmigen Durchgang zum nächsten Raum blieb er stehen und beobachtete die Geweihten bei ihrer Arbeit. Die zwölf Marmorstatuen, die kreisförmig im Raum standen, starrten ihn kalt und wortlos an, doch er war ihr unverwandtes Starren gewohnt und ignorierte sie.

Er rammte seine behandschuhte Faust gegen eine der Kalksteinsäulen und fühlte gleich darauf den vertrauten Blitzschlag seinen Arm entlangrasen, eine grausame Erinnerung an seine Pflicht. Freier Wille war ein Luxus, den er seit dem zarten Alter

von zehn Jahren nicht mehr kannte. Die drei Männer hinter ihm führten seine Gemeinde an, und er leistete ihren Anweisungen Folge.

»Wie soll ich durch das Tor kommen?«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Macht Euch bei ihrem Ehemann beliebt. Beschwatzt ihn, so dass er Euch den sicheren Übergang anbietet. Er ist ein Satyr aus der Erdenwelt, aber er dient hier in einem unserer Regimenter.«

Dominic zog die Brauen zusammen und fuhr zu der Frau im Spiegel herum.

»Sie ist verheiratet – mit einem unserer Kämpfer?«, vergewisserte er sich. »Und Ihr wollt, dass ich mir anmaße, ihm seine Rechte an ihr streitig zu machen?«

Eine weitere Buchseite wurde von zarter Frauenhand umgeblättert, die nun jedermanns Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Gold blitzte am Finger der Frau auf. Sie trug einen Ehering.

»Sie ist nicht von unserem Blut«, lautete die hastige Versicherung, so als ob das den widerwärtigen Auftrag, den Dominic erhalten hatte, vollkommen gerechtfertigt hätte. »Ihre Schwester ist eine Tochter von König Feydon – eine der berüchtigten Halbfeen, die mit den drei Herren von Satyr in der Erdenwelt verheiratet sind. Diese hier jedoch« – er tippte mit einem knorrigen Finger den Spiegel an, wodurch das Bild der Frau für einige Sekunden verschwamm –, »diese hier ist nicht vom Blute des verstorbenen Königs.«

»Wie stark ist das Blut ihres Ehemanns?«

»Der? Er verdient kaum die Bezeichnung ›Satyr‹«, spottete der Bewahrer. »Er prahlt damit, dass er zu einem Viertel von Satyrblut sei, doch wir glauben, es ist nicht einmal so viel. Und er ›kämpft‹ nicht, wie Ihr annehmt. Nein, er bietet sich den

anderen Soldaten auf niedere Art an, als einer der *cinaedi.* Ihr werdet ihn in dem Regiment finden, das dem Tor am nächsten ist. Er ließ sich dort stationieren, damit er jedes Mal zu Vollmond leicht in seine Welt zurückkehren kann.«

»Um seine Frau zu vögeln«, folgerte Dominic. »So, wie Ihr wollt, dass ich sie vögle. Warum?«

Die Akolythen flüsterten wieder, seine deutlichen Worte leise tadelnd. Der Bewahrer sah darüber hinweg und zog es wie immer vor, die schmutzigen Details der regelmäßigen Pflichten zu beschönigen, die Dominics Existenz ausmachten.

»Sie ist wie ein frisch gepflügtes Feld. Ihr Ehemann lag letzte Nacht bei ihr«, bemerkte der alte Mann bedeutungsvoll.

Daraufhin wandte Dominic sich um und blieb vor dem Bild der Frau stehen, seinen Blick auf ihre Taille gerichtet. Er öffnete seinen Geist, um in einem kurzen Augenblick so viel wie möglich zu erfahren.

Ihr Leib war noch nicht gerundet, doch selbst über die Entfernung einer ganzen Welt zwischen ihnen hinweg sagten seine Instinkte ihm sogleich, dass sie den Samen eines anderen Mannes in sich beherbergte – Samen, der erst in der vergangenen Nacht dort gepflanzt worden war.

Und in dem Moment, als er das erkannte, traf ihn eine weitere Erkenntnis wie ein Faustschlag. Er taumelte von dem Spiegel zurück und warf dem Bewahrer einen anklagenden Blick zu.

»Ja«, bestätigte der und vermied es, ihn anzusehen. »Sie erwartet ein Kind.«

Ein Moment völliger Stille verging. Und dann noch einer und noch einer.

»Aber nicht irgendein Kind, nicht wahr?«, fragte Dominic, und in seiner Stimme lag eine leise Drohung.

Seine rechte Hand vibrierte, als hätte sein Verdacht das Böse, das seiner Handfläche innewohnte, aufgerührt. Er hob die Hand vor den Augen des Bewahrers und bewegte sie bedächtig in dem Handschuh aus Silberfäden.

Der Bewahrer verlagerte unbehaglich sein Gewicht, und er schaute rasch zu dem Handschuh, während er fast unmerklich davor zurückwich.

Die Akolythen begannen zu summen. Nervös formten sie ihre Hände zu einer Schale, um das Mondlicht über ihren Häuptern in den Handflächen aufzufangen – eine Geste, die, so glaubte man, Dämonen abwehren konnte.

Dominics Lippen verzogen sich, auf grausame Weise sinnlich. Seine Wimpern senkten sich und beschatteten seine Augen. Und für einen kurzen Moment genoss er die verborgene Macht, die anderen – selbst diesen einflussreichen Persönlichkeiten hier – Angst vor ihm einjagte.

»Wie Ihr …« Das Räuspern des Bewahrers spiegelte sein Unbehagen wider. »Wie Ihr zweifellos bereits erraten habt, wird das Kind ein Auserwählter sein – Euer Nachfolger.«

Ein Schauer lief Dominic über den Rücken. Entgeistert starrte er den Bewahrer an.

»Das kommt sicher nicht überraschend für Euch«, fuhr der Bewahrer fort. »Euch war immer klar, dass eines Tages ein Ersatz für Euch berufen werden würde.«

Ja, das hatte er gewusst. Aber er war zu sehr vom nie enden wollenden Jagen und Töten, aus dem seine Nächte bestanden, beansprucht gewesen, um darüber nachzudenken. Diese Nachricht traf ihn nun vollkommen unvorbereitet. Bedeutete das, dass sein Tod bevorstand?

»Nun denn, Ihr habt vier Wochen«, erklärte der Bewahrer knapp. »Wenn der nächste Vollmond naht, ist es zwingend

notwendig, dass Ihr Euch mit ihr vereinigt, um die Kräfte ihres Kindes zu erwecken. Vier Wochen – ist das genug Zeit, um ihren Ehemann zu finden und eine Einladung in ihre Welt sicherzustellen?«

Dominic nickte langsam und richtete seinen Blick wieder fasziniert auf den Spiegel und das Bild der Frau darin. Auf die zarte Röte ihrer Wange. Auf die verlockende Neigung ihrer Schulter.

Auf ihren flachen Bauch.

Wie einst seine eigene Mutter würde sie keine Ahnung haben, dass sie ein auserwähltes Kind erwartete. Und erst mit Dominics Tod würde sie vom Schicksal ihres Kindes erfahren.

Seinen eigenen Vorgänger hatte er erst auf dessen Sterbebett kennengelernt, denn die Dämonenhand – durchaus wörtlich zu verstehen als eine Hand, der Dämonen innewohnten – ging nicht durch Vererbung an den Nachfolger über. Sie erwählte ihren Wirt scheinbar zufällig, einen nach dem anderen. Nur ein Mal in jeder Generation erhielt ein einziges Kind die Macht – den Fluch –, die Dominic als Knabe zuteilgeworden war. Eine verspiegelte Handfläche.

»Ausgezeichnet!« Der Bewahrer nickte seinen beiden Begleitern zu.

*Schnapp!*

Bei dem scharfen Geräusch flackerte das Bild, als handelte es sich um eine Spiegelung auf der Oberfläche eines Tümpels. Dann schrumpfte es zu einem kleinen Punkt zusammen – und dann war die Frau verschwunden.

Die stille Szene in der Ferne hatte eine eigenartige Faszination auf Dominic ausgeübt, und er fühlte sich seltsam betrübt, als er sah, wie sie sich auflöste. Seine eigene Welt befand sich ständig im Chaos. Vielleicht würde der Sohn dieser Frau der-

jenige sein, der schließlich den Frieden brachte. Etwas, das Dominic trotz seiner unermüdlichen Hingabe nicht geschafft hatte.

Die beiden Akolythen streckten erst dem Bewahrer, dann sich gegenseitig die rechte Hand entgegen und legten die Handflächen gegeneinander – zum traditionellen Gruß, der Begrüßung und Abschied bedeuten konnte.

»Wie der Mond die Sonne reflektiert«, erklangen drei Stimmen in Übereinstimmung und taten damit kund, dass dieses Treffen nun beendet war.

Weder entbot einer von ihnen Dominic einen Abschiedsgruß noch erwartete dieser eine solche Geste. Niemand berührte ihn je freiwillig. Nicht, sobald man erkannte, was er war.

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging hinaus, und gleich darauf polterten seine Stiefel über die neun Marmorstufen vor dem Tempel. Die Geweihten hatten es so eilig, ihm aus dem Weg zu gehen, dass sie dabei ihre Besen fallen ließen und in ihrer Hast übereinanderstolperten. Vor dem Rest der Welt tarnte er sich, doch die Mitglieder seiner eigenen Gemeinde erkannten ihn als das, was er war.

Die Tatsache, dass sie ihn so offensichtlich ablehnten – genau diejenigen, die er mit seinem Leben verteidigte –, hätte einen anderen Mann zerstört. Aber glücklicherweise war er schon lange gegen solche Verachtung abgehärtet. Doch dieses neue Kind erinnerte ihn daran, dass seine Tage als Beschützer gezählt waren.

Jederzeit konnte er von Dämonen vernichtet werden – so wie die Statue, die jahrhundertelang vor diesem Tempel gestanden hatte und deren Überreste nun unter seinen Stiefeln knirschten. Und genauso wie die Statue würde er dann einfach hinweggefegt werden. Zugunsten des neuen Auserwählten.

Bis dahin würde er weiterhin als Hüter des Bösen dienen. Einzigartig. Die wertvollste, zuverlässigste und bösartigste Waffe, die sein Volk besaß.

Und wie bei jeder gut geschliffenen Waffe richteten seine Gedanken sich nun auf die ihm zugewiesene Aufgabe, also die Frau im Spiegel. Die Frau, deren ungeborener Sohn eines Tages den Handschuh tragen würde.

Dominic ballte seine rechte Hand. Als er sie wieder streckte, schien der einzelne fingerlose Handschuh, den er trug, dahinzuschwinden und enthüllte anstelle von Fleisch und Blut eine verspiegelte Handfläche. Dominic schloss und öffnete seine Finger wieder, und die glatte Spiegelfläche, die das schreckliche Böse, das in ihr gefangen war, abschirmte, wurde ebenfalls unsichtbar.

Als er an einem Soldaten vorbeikam, hob er die so getarnte Hand zu einem kurzen Gruß, der mit einem leichten Winken erwidert wurde. Etwa eine Meile später hielt er an und half einem Bauern dabei, seinen Wagen wieder aufzurichten, dessen Ladung verrutscht war und umzustürzen drohte. Der Bauer bedachte ihn mit herzlichem Dank. Der Mann versuchte sogar, ihm die getarnte Hand zu schütteln, eine Geste, die Dominic vermied.

Zufrieden, dass er für jeden anderen als gewöhnlicher Satyr erschien, begab er sich in die unmittelbare Umgebung des Portals zwischen den Welten.

Seine Gesichtszüge beließ er ungetarnt, doch wie üblich hatte er sie dergestalt mit einem Zauber belegt, dass jeder, der ihn sah, nur einen vagen Eindruck zurückbehielt und nicht in der Lage sein würde, sich später an ihn zu erinnern. Auf diese Weise konnte keine Abbildung oder Zeichnung von ihm angefertigt werden und in Hände gelangen, die ihm schaden konnten.

Innerhalb von zwei Stunden hatte er das Regiment ausfindig gemacht, das in nächster Nähe des Portals kämpfte. Nach drei Stunden hatte er seine Hose und Jacke aus schwarzem Leder gegen die graue Regimentsuniform getauscht.

Bis Sonnenuntergang hatte er den Ehemann der Frau kennengelernt, und innerhalb einer Woche verdankte der Mann ihm sein Leben.

Bis der Vollmond nahte, war sein neuer Freund ganz vernarrt in ihn.

Obwohl sein neuer Kamerad kaum von seiner Frau sprach, trug Dominic das Bild der stillen Szene, die er in dem Obsidianspiegel gesehen hatte, noch immer in sich.

Emma.

Sie hatte etwas in ihm geweckt, das er längst vernichtet geglaubt hatte. Etwas, das er in den hintersten Winkel seiner Seele verbannt hatte, wo seine Feinde es sich nicht zunutze machen konnten.

Eine Sehnsucht.

Obwohl er wusste, dass ein solches Gefühl eine Schwäche für ihn bedeutete, wuchs mit jeder Stunde sein Verlangen, ihr Gesicht und ihren Körper leibhaftig zu sehen und ihre Stimme zu hören. Mit jedem Feind, den er tötete – mit jeder Schlacht, die er ausfocht –, wurde seine Vorfreude auf die Nacht, in der er dieses reine, sanfte Geschöpf endlich berühren würde, noch stärker.

Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukam.

# 2

## Weingut Satyr, Toskana, Italien
## Erdenwelt im Jahre 1837

»Verdammte Biester!«

Es war Carlo.

Emma hatte wartend gelauscht, ob er zurückkehrte, und sein Näherkommen an seinem häufigen Niesen ausgemacht. Er reagierte allergisch auf Lyons Panther.

Diese hatten sich ihrerseits auch nie für ihn erwärmen können, in den anderthalb Jahren, seit Nicholas Carlo gefunden und auf das Weingut mitgebracht hatte. Sogar jetzt bewegten die geschmeidigen schwarzen Tiere sich direkt hinter ihrem Ehemann entlang der Bäume und knurrten, als wollten sie Emma vor seiner Ankunft warnen.

»Liber, Ceres – geht!«, befahl sie leise. Beim Klang ihrer Stimme hob Carlo den Kopf, und seine Augen wurden schmal, als er sie ansah, während sie in der Tür zu ihrem Haus stand.

Die hoffnungsvolle Erregung, die sie sonst immer bei seinem Anblick verspürt hatte, blieb dieses Mal aus. Doch auch heute Nacht hatte sie auf ihn gewartet, so unruhig wie immer und halb fürchtend, er würde nicht kommen. Doch nun, da er hier war, mischte sich Angst in ihre Erleichterung. Es war eine seltsame Reaktion, und nur er und sie selbst kannten den Grund dafür.

Carlo trat aus den Schatten des späten Nachmittags heraus neben sie unter den Säulenvorbau des Kutschenhäuschens, das an das großzügige *castello* ihrer Schwester angrenzte und zu ihrer Hochzeit in ein Heim für sie beide umgebaut worden war. Doch während Emma hier wohnte, war ihr Ehemann im ganzen Jahr ihrer Ehe nur zwölf Mal hier gewesen. Einmal im Monat, pünktlich wie ein Uhrwerk, war er gekommen, um mit ihr zu schlafen. So, wie er es auch heute Nacht tun würde.

Ihre Blicke trafen sich – ihrer wachsam aus hellbraunen, seiner jungenhaft und selbstsicher aus blauen Augen. Sein Lächeln war warm, unecht, vertraut. Furcht einflößend.

»Du hast mir gefehlt«, sagte er und wollte sie an sich ziehen.

Ach, er dachte also, sie beide würden den Schein wahren?

Sie entzog sich ihm. »Fass mich nicht an!«, ermahnte sie ihn kühl. »Nicht mehr als notwendig. Später.«

Er heuchelte Erstaunen. »Was ist das denn? Wo bleibt der gewohnt liebevolle Empfang? Oder wünschst du, dass ich wieder gehe? Soll ich?« Er drehte sich auf dem Absatz um, als wollte er sich davonmachen.

»Nein!« Hastig trat sie einen Schritt hervor und legte ihm eine Hand auf den Arm, um ihn zurückzuhalten.

Er feixte. »Dachte ich es mir doch!« Er ließ seine Tasche auf die Veranda fallen, schlang einen Arm um sie und drückte sie so fest an sich, dass sie die Härte der Waffe an seiner Hüfte fühlte.

Er fuhr mit der Hand durch ihr Haar, drückte ihre weiche Wange an den rauhen Stoff seiner Uniform, und sie atmete den eigentümlichen Duft dieser anderen Welt ein, in der er lebte. Jener Welt, in die sie nicht mit hinübergehen konnte. Jener Welt, die sie normalerweise hasste, weil sie ihn von ihr fernhielt.

Nun jedoch konnte sie kaum den nächsten Morgen erwarten, bis er wieder dorthin zurückkehren würde.

»Nicht.« Sie schob die Ellbogen vor sich und versuchte, ihn von sich wegzuschubsen.

Sein Griff wurde fester, und sie zuckte zusammen, als sich die Perlenstickerei am Rücken ihres Kleides schmerzhaft in ihre Haut drückte.

»Ich wollte dir nicht weh tun, Emma«, murmelte er, ohne sie loszulassen. Sein Atem streifte kühl ihren Nacken. »Kannst du es nicht dabei bewenden lassen?«

Bei seinen Worten flackerte ein Hoffnungsschimmer in ihr auf. Hatte es sich nur um eine einmalige Verfehlung gehandelt, als er sie letzten Monat misshandelte? Würde sein Aufenthalt hier, fern vom Krieg in der Anderwelt, einen Neubeginn für ihre Ehe bedeuten? Sie unterdrückte die – törichte – Hoffnung, die ihr Herz, nur ein klein wenig, erhellte.

Carlo wich etwas zurück und blickte zufrieden auf ihren geschwollenen Leib.

»Du bist im Laufe des Monats fett geworden«, neckte er sie.

»Und wessen Schuld ist das?«, erwiderte sie und versuchte, ebenso unbeschwert zu klingen wie er.

Ein seltsamer Ausdruck huschte über sein Gesicht, verschwand jedoch, bevor sie ihn deuten konnte.

»Wohl meine, denke ich. Aber die Schwangerschaft bekommt dir gut.« Und wieder zeigte er sein gewohntes Lächeln, das ihn so trügerisch anziehend machte und das sie dazu verleitet hatte, ihn zu heiraten.

»Hast du deiner Schwester davon erzählt?«, erkundigte er sich.

»Nein, Jane hat meinen Zustand auch so bemerkt.«

Mit einer Geste, die ihr über die letzten vier Wochen zur

Gewohnheit geworden war, fuhr sie mit einer Hand sachte über ihren gerundeten Bauch. Er war innerhalb eines einzigen Monats so gewachsen, der üblichen Schwangerschaftsdauer für ein Kind von Satyrblut. Allerdings war die Wölbung bei ihr nur halb so groß wie bei ihrer Schwester oder ihren beiden Tanten zum Zeitpunkt der Geburt.

»Sie hat prophezeit, dass unser erstes Kind eher klein sein wird.«

»Du missverstehst mich«, sagte Carlo. »Ich wollte wissen, ob du ihr erzählt hast, was zwischen uns vorgefallen ist.«

Emma hob eine Augenbraue. »Du meinst die Tatsache, dass ich nicht schwanger werden wollte und du darauf beharrt hast?«, fragte sie. Sie weigerte sich, so zu tun, als wäre es irgendwie anders gewesen. »In diesem Fall lautet die Antwort nein. Ich sah wenig Sinn darin. Allerdings solltest du dir darüber im Klaren sein, dass ich nicht dulden werde, dass du noch einmal so brutal bist.«

»Brutal? Nun komm aber, du übertreibst! Du weißt doch, wie mir das Blut bei Vollmond vor Erregung in den Adern kocht!« Er zog sie wieder an sich, legte seine Stirn an ihre und drängte sie mit einem Blick seiner bezaubernden Augen, ihm zu vergeben.

Sie starrte ihn nur an und war aufs Neue erstaunt, wie er sich einfach weigern konnte, einzugestehen, dass es für das, was er getan hatte, keine Entschuldigung gab.

»Es ist unnatürlich für eine Frau, dem Bemühen ihres Ehemannes, Nachkommen zu zeugen, entgegenzuwirken. Warum hast du das getan, Emma? Warum wolltest du mein Kind nicht?«

*Weil mich dieses Kind für immer an dich fesselt. Weil es dann schwieriger ist, dich zu verlassen.* Ungewohnter Zorn stieg in

ihr auf, doch sie unterdrückte ihn. *Bring einfach diese Nacht hinter dich!,* ermahnte sie sich selbst. *Morgen ist noch Zeit genug für offene Worte.*

Ein Ausruf des Entzückens ließ sie beide herumfahren. Emmas ältere Halbschwester Jane hatte in die Eingangshalle gespäht und sie beide entdeckt.

Carlo richtete sich auf und zog Emma in seinen Arm. Tat so, als wäre alles in Ordnung.

»Endlich bist du zurück, Carlo, wie wundervoll!«, rief Jane. »Ich hole die anderen.«

»Tu das! Ich habe Neuigkeiten von der Lage auf der anderen Seite.« Carlo warf einen Blick über seine Schulter durch die offene Eingangstür. Die Luft wirbelte auf, als Jane mit flatternden Röcken davoneilte, und für einen Moment flackerte das Kerzenlicht in den Wandleuchtern auf und beleuchtete seinen Hals. Dort zogen sich tiefe Kratzer über Haut und Muskeln, reichten über sein Schlüsselbein und noch tiefer bis dorthin, wo die Uniform seine Haut verbarg.

»Du bist verletzt!«, stieß Emma hervor und streckte impulsiv eine Hand aus, um seine Schrammen zu untersuchen.

»Schhh!« Carlo packte sie bei der Hand und schob sie abweisend von sich. Von einem Augenblick zum anderen hatte seine Stimmung sich verändert und ihn in das Monster verwandelt, das sie nur ein Mal zuvor erblickt hatte: vor einem Monat.

»Er ist hier!« Jane, die nichts von alldem bemerkt hatte, war bereits verschwunden. Ihre Schritte und Rufe entfernten sich den Flur entlang zum Esszimmer.

Emma wollte ihren Arm zurückziehen, doch Carlo hielt sie mit festem Griff. Mit seiner freien Hand knöpfte er den Kragen über seinen Verletzungen zu und schloss sie damit demonstrativ aus.

Das entfernte Schrammen von Stuhlbeinen über Holzparkett deutete an, dass der Rest der Familie Satyr sich in Kürze zu ihnen gesellen würde. Die Zeit allein mit ihrem Ehemann war vorbei. Zumindest so lange, bis sie sich nach oben zurückzogen.

Carlo lockerte seinen Griff, und Emma machte sich los und trat zurück. Unter gesenkten Lidern beobachtete sie ihn, während sie sich das schmerzende Handgelenk rieb. Panik flatterte in ihrer Brust auf.

Sollte sie mit Jane reden? Oder mit einem der anderen? Sollte sie ihnen erzählen, was er ihr letzten Monat angetan hatte? Nein. Sie würde es ihnen nicht sagen, aus denselben Gründen, warum sie schon vorher nichts preisgegeben hatte. Carlo war sehr weit gegangen, um das von ihr zu bekommen, was er wollte – ein Kind. Es war unwahrscheinlich, dass er das Risiko eingehen würde, sein Kind zu verletzen, wenn sie allein waren.

Und abgesehen davon wäre die Familie bald ohnehin nicht mehr in der Lage, sie zu beschützen. Wenn der Vollmond aufging, verfielen alle auf dem Gut seinem Zauber.

»Sag nichts von meinen Verletzungen! Es gibt keinen Grund, die Familie zu beunruhigen«, befahl Carlo. Sie warf ihm einen scharfen Blick zu und fragte sich, ob er wohl ihre Gedanken gelesen hatte. Doch er deutete nur auf seinen Hals. »Wir werden über meine Wunden sprechen, wenn wir allein sind – später.«

Damit ging er an ihr vorbei, und seine Stiefelabsätze hallten über den polierten italienischen Travertinboden.

Jane kam zurück, lief auf leisen Sohlen heran und überraschte ihn mit einer freundschaftlichen Umarmung. Er war zu gut erzogen, um sie zurückzuweisen, doch Emma sah ihm die

Anspannung an, als er die liebevolle Umklammerung über sich ergehen ließ.

Die Eingangshalle war nicht groß, und die Anwesenheit der anderen drängte Emma vorübergehend in die Öffnung der Eingangstür. Während sie sie beobachtete, glättete sie unruhig ihre langen raschelnden Röcke. Jane hatte darauf bestanden, dass sie sich wochenlang auf diese bedeutsame Heimkehr vorbereitete, und sie hatte ihr dabei geholfen, dieses extravagante Kleid sowie neue Nachtkleider auszusuchen.

Sie hatten den Tag zusammen verbracht, um sicherzugehen, dass sie so perfekt wie möglich aussah, um ihren Ehemann zu begrüßen, in der Nacht, in der sie frischgebackene Eltern werden sollten. Emma hatte es nicht übers Herz gebracht, ihrer Schwester zu erklären, dass sie versuchte, einen Diamanten aus einem Kieselstein zu schleifen. Denn während Jane hübsch war und es verstand, ihre Schönheit noch zu betonen, war Emma eher unscheinbar und verschwendete nur wenig Mühe auf ihre Erscheinung.

Das prächtige Taftkleid, das sie trug, war mit kunstvollen Spitzen am Saum und zierlichen venezianischen Glasperlen am Ausschnitt besetzt. Es war erst in dieser Woche geliefert worden und stammte vom besten Damenschneider in ganz Florenz. Ein geriffeltes Band durchwob die braunen Locken ihres sorgfältig gebürsteten und zurechtgemachten Haares.

Alles für die Rückkehr ihres Ehemanns. Alles für einen Mann, der sie nicht liebte und nur als Mittel betrachtete, um ihm zu Nachkommen zu verhelfen.

»Willkommen, Carlo!« Die tiefe Männerstimme gehörte zu Janes Ehemann Nicholas, der sich zu ihnen gesellt hatte. Seine jüngeren Brüder Raine und Lyon und deren Ehefrauen Jordan und Juliette folgten ihm. Die ganze Familie hatte sich heute

Nacht hier versammelt, um ihnen alles Gute für die Nacht zu wünschen, in der ihr erstes Kind geboren würde. Die drei Paare wohnten in den ursprünglichen *castelli* des Gutes, was gegenseitige Besuche einfach machte.

Emma ließ sich beiseiteschieben, als alle in die Halle drängten. Es war nur natürlich, dass sie alle aufgeregt waren, denn sie sahen Carlo nur selten. Er war schon so lange im Krieg und kam nur zeitweise nach Hause, um mit ihr zu schlafen, mit der Regelmäßigkeit, in der sein Satyrblut danach verlangte.

Ihr letztes Zusammenkommen lag einen Monat zurück. Es war eine Vollmondnacht gewesen. Der Mond hatte hell und schwer am Himmel gehangen wie eine reife Frucht. So, wie es auch heute Nacht wieder der Fall wäre.

In jener schrecklichen Nacht vor vier Wochen war Carlo erst spät, gegen Mitternacht, in ihr Bett gekommen und hatte sie geweckt. Der Mond war schon seit Stunden am Himmel gewesen, und Emma hatte sich bis dahin längst in der Annahme in den Schlaf geweint, er hätte eine andere Frau gefunden, um seine Leidenschaft zu teilen, und würde nicht zu ihr kommen. Denn mit Einsetzen der Abenddämmerung einer Vollmondnacht begannen Rituale, die Verstand und Körper eines Satyrs jenseits aller Vernunft fesselten.

Weil sie es aufgegeben hatte, auf ihn zu warten, war sie nicht vorbereitet gewesen, und er hatte …

Nein, daran wollte sie nicht denken – nicht jetzt.

Als sie am Morgen danach erwacht war, mit Blutergüssen bedeckt an Stellen, die ihre Familie nicht zu sehen bekam, war er bereits wieder in die Anderwelt zurückgekehrt.

Aber sie war nicht allein gewesen. Er hatte sie schwanger zurückgelassen. Es würde ihr erstes Kind sein, und es würde bei Sonnenaufgang geboren werden.

Emma wollte die Tür schließen, ließ sie jedoch angelehnt, als sie sah, dass Carlos Tasche noch immer dort auf der Veranda lag, wo er sie fallen gelassen hatte. In genau diesem Moment bewegte sich das Kind in ihr, und sie fühlte das seltsame Flattern, das ihr in den letzten Tagen so vertraut geworden war. In einer schützenden Geste legte sie eine Hand über ihren Bauch.

Die langen Schatten des späten Nachmittags, die auf die Treppenstufen fielen, regten sich unnatürlich und zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Dort draußen stand ein Mann und beobachtete sie.